

391

Fus und Recht.

Roman von Fred B. Garbt.

In den nächsten Tagen hatte Kommerzienrat van Bosh einer Aufsichtsratsitzung in Berlin zu präsidieren, an der auch der bekannte Anwalt Justizrat Loffo teilnahm. Nach der Sitzung berichtete er diesem über den Fall und bat ihn, sich mit Dr. Werner in Verbindung zu setzen, eventuell seine Verteidigung zu übernehmen.

Justizrat Loffo war einer der begabtesten Verteidiger, der wohlfundierte Kenntnisse und langjährige Erfahrung mit einer glänzenden forensischen Dialektik vereinigte. In bessere Hände konnte die Verteidigung Dr. Werners nicht gelegt werden.

Und daß Justizrat Loffo auch rein menschlich an dem Unglück des jüngeren Kollegen teilnahm, davon konnten sich die Freunde bei der Aussprache mit ihm, die drei Tage später im Hause des Kommerzienrats van Bosh stattfand, leicht überzeugen.

In den dazwischenliegenden Tagen traf, wie um die Verwirrung noch zu vergrößern, ein Telegramm des alten Wyntherr ter Linden aus Amsterdam ein, der mit einem früheren Dampfer von Sumatra eingetroffen war, und seinen Besuch für den kommenden Sonnabend ankündigte, der nach den bisherigen Verabredungen erst für das Weihnachtsfest erwartet worden war. Dadurch wurde die gefürchtete Unterredung mit dem schwer zugänglichen Vormund in schreckhafte Nähe gerückt. Sie kamen sich wie ein Häuflein Soldaten vor, die vom Feinde überrascht werden, während der Führer fortgeritten ist. Es konnte sich auch kein ungünstiger Zeitpunkt ergeben, um die Abneigung Wyntherr ter Linden gegen deutsches Wesen und vor allem gegen alles, was Juristerei heißt, zu überwinden. Zudem war der sieghaft beredete Mund Frank Werners stumm, und die Liebe des jungen Mädchens war anzuschauen wie ein Rosenbusch, auf den Frühlingsneue gefallen ist. Ihr glücksfrohes Lächeln, das den alten Griesgram durchsonnen und milde stimmen sollte, war unter Tränen erstarrt, konnte wohl Mitleid erwecken, aber nicht zu einem frohgemuten Geben aufleiten. Und das, was nach einem glückhaften Ausgang als wohlgemeinte Besorgnis geltend gelassen worden wäre, mußte jetzt als eine unentschuldbare Geheimnistuerei, ja als ein respektloses Uebergehen vom Vormund empfunden werden.

Wenn ter Linden den Damen diese Vertuschung noch nachsehen hätte, so wollte er dies durchaus seinem Vetter nicht zugute halten. So bekam der Kommerzienrat van Bosh manches böse Wort zu hören, das er hinnahm, als berechtigt, wie er sich sagte. Diese beiden Rechenmänner ließen untereinander nur Tatsachen gelten und wickelten aus ihrem Gespräch alles Gefühlsmäßige aus, als ob sie sich dessen wie etwas Unmännlichen schämten. Und als Tatsache blieb nur die Verheißung der Verlobung der beiden übrig. Wyntherr ter Linden war so aufgebracht, daß er sofort mit Ursula abreisen wollte. Doch Ursulas Schmerz jammerte ihn, daß er wenigstens die Rücksprache mit Justizrat Loffo abzuwarten zusagte. Frau Gabriele und Ursula sahen im kleinen Salon neben dem Musikzimmer, durch das Justizrat Loffo gehen mußte, um nach dem Herrenzimmer zu kommen, wo Kommerzienrat van Bosh, Wyntherr ter Linden und Karl Henkel ihn erwarteten. Als er eintrat, begrüßte ihn Frau Gabriele, und Ursula beströmte ihn mit Fragen — wie Frank aussähe — wie er sich befinde — was er gesagt habe. — Als ob sie aus all diesen kleinen Zügen sein Bild zusammensehen müßte, das beschmutzt und zerschlagen war.

„Ich glaube doch, Ursula,“ unterbrach Kommerzienrat van Bosh, „das sind wohl Nebenächlichkeiten, und wir möchten von Herrn Justizrat hören, wie er als Jurist über die Sache denkt. — Darf ich bitten!“ — und zu seiner Frau gewendet — „vielleicht wartest Du mit Ursula hier.“ Dann trat er mit Justizrat Loffo in das Nebenzimmer und klinkte die Türe hinter sich zu.

Es war eine gedrückte Stimmung, wie in einem Krankenzimmer, wenn der Arzt nach einer eingehenden Konsultation sein Urteil abgeben soll. Wyntherr ter Linden ging schweigend

auf und ab, die Hände auf dem Rücken verschränkt, und Karl Henkel saß in sich versunken in einem tiefen Sessel gegen das Licht gefehrt.

„Sie werden verstehen, Herr Justizrat, daß wir um Dr. Werner in Sorge sind,“ — leitete Kommerzienrat van Bosh ein, nachdem er die Herren miteinander bekannt gemacht und Justizrat Loffo einen Sessel an den Kamin herangeschoben hatte. — „Dr. Werner ist uns allen lieb und wert. Er verkehrt in meinem Hause wie ein Verwandter,“ — Wyntherr ter Linden räusperte sich — „als ein langjähriger Freund. Seine Verhaftung hat uns, und ich kann wohl sagen, alle die ihn kennen, geradezu erschüttert.“

„Auch ich muß sagen, daß mir das Unglück des Kollegen Werner sehr nahe geht. Ich sehe und höre in meinem Berufe manches Traurige und Schmerzhafte, aber der Fall des Kollegen Werner greift mehr in das persönliche Gefühl ein, ich meine, berührt einen wie etwas persönlich Widerfahrenes. Das, was ihn getroffen hat, kann mir morgen oder übermorgen zustoßen, der Gefahr einer Anzeige ist jeder von uns ausgelegt. . .“ Wyntherr ter Linden war dicht neben dem Justizrat stehen geblieben und musterte ihn prüfend. — „Wenn ich auch zugeben muß, daß Kollege Werner sehr unvorsichtig, bedenklich unvorsichtig gewesen ist. Diesen Vorwurf kann ich ihm nicht ersparen.“

„Sie meinen die Unterredung in Montreux ohne Zeugen?“

„Ja, das würde ein Anwalt, ich will sagen, ein erfahrener Anwalt sicher nicht getan haben.“

„Ganz meine Ansicht, Herr Justizrat,“ — pflichtete Kommerzienrat van Bosh bei. „Es war eine bedauerliche Unüberlegtheit.“

„Und doch, Herr Kommerzienrat, gerade diese Unbesonnenheit macht mir meinen Kollegen lieb. Ich finde darin, daß er etwas, was ein anderer nach reifen und vorsichtigem Ueberlegen nicht getan haben würde, unbedenklich getan hat, den stärksten Beweis für seine Unschuld. Er ist Jurist und mußte klar sehen, daß er die verhängnisvollsten Folgen auf sich laden würde, wenn er etwas Unrechtes getan hätte. Aber er war von der Richtigkeit seines Vorgehens überzeugt und handelte dementsprechend.“

Kommerzienrat van Bosh hatte schweigend zugehört. In Karls Augen kam ein freudiges Leuchten und er nickte dem Justizrat zu. Wyntherr ter Linden hatte sich an das Fenster gestellt, man konnte nicht sehen, was in seinem Gesicht sich ausdrückte.

„Nun ja — man kann dies auch so auffassen. — Aber wie denken Sie, Herr Justizrat, als Jurist über den Fall? Was halten Sie zunächst für das Gebotene?“ fragte Kommerzienrat van Bosh. Er wollte nur Sachliches hören.

„Ich habe den Untersuchungsrichter aufgesucht, der ein ruhiger, verständiger Herr ist, habe auch die Akten eingesehen und natürlich Dr. Werner gesprochen. In den Akten steht recht wenig. Und ich verstehe schlechterdings nicht, wie auf Grund dieses Materials ein Strafverfahren eingeleitet werden konnte. Das Vorgehen beruht auf zwei Briefen von dieser Mrs. Blinker-Crighton. Der eine ist an ihren Sohn gerichtet, der sich damals noch in Untersuchungshaft befand, den andern Brief hat die Dame an die Staatsanwaltschaft geschrieben. Sie schreibt darin in ganz allgemein gehaltenen Ausdrücken, daß sie glaube, von Dr. Werner getäuscht zu sein. Das sind aber so allgemeine Redensarten, daß ich, wie gesagt, nicht verstehe, wie man auf Grund dieser Ansagen gegen Dr. Werner hat vorgehen können. Bei den Vernehmungen vor dem Untersuchungsrichter hat Dr. Werner eine so klare und in sich logisch begründete Darstellung der Unterredung in Montreux gegeben, daß von einer Erpressung oder einem Betrug gar nicht die Rede sein kann. Ich halte es für ganz ausgeschlossen, daß ein deutsches Gericht zu einer Verurteilung kommen kann.“

Da drang Schluchzen aus dem Nebenzimmer und fremdliche leise Worte, die Frau Gabriele sprach. Dann hörte man zögernde Schritte vor der Tür fortgleiten und eine andere Tür zupflappen. Karl Henkel sah prüfend zu Wyntherr ter Linden, der sich wieder vom Fenster abgewendet hatte und die büßigen, weißen Augenbrauen ärgerlich zusammenzog.

Kommerzienrat van Volsch ließ verlegen die Uhrkette zwischen seinen Fingern hin- und hergleiten. Justizrat Lusso mochte wohl fühlen, daß dort hinter der Lüre ein Schmerz laut wurde, der eng mit Frank Werner verknüpft war, und um ein Trostwort hinüberzurufen, auch um den anderen über die Verlegenheit hinwegzuhelfen, wiederholte er mit lauter Betonung: „Wie gesagt, ich halte eine Verurteilung für ganz ausgeschlossen.“

„Aber wie kann dann auf eine so wenig stichhaltige Anzeige hin eine Verhaftung erfolgen?“ fragte Kommerzienrat van Volsch.

„Herr ter Linden war näher getreten und sah den Justizrat streng an, als ob er sagen wollte, nur eine klare Antwort, keine Klauen!“

Justizrat Lusso nickte mit dem Kopf, er wußte, daß diese Frage gestellt werden würde. Er sagte sehr ernst und bestimmt: „Die Verhaftung ist ein Mißgriff.“

(Fortf. folgt.)

Pepina.

[Schluß]

Von Siegfried Reinte.

Wisweilen kam auch Pepina auf ein Stündchen an den Strand, und ich setzte mich zu ihr. Sie war ein wenig schweiger als die anderen Mädchen und hatte etwas Träumendes im Blick, und wenn sie lächelte, so geschah dies leise und gleichsam zögernd, ganz im Gegensatz zu der braunen, festen Verzärtlichkeit ihres reisenden Körpers. Doch konnte sie trotzdem kräftig wehrhaft sein, auch fastig schimpfen, was sie bewies, als einmal der Budlige allzu nahe und feindselig um uns herumstieß.

Bei dieser Gelegenheit erzählte sie auch manches von dem Krüppel. Er sei immer wie eine Spinne hinter ihr hergelaufen, sie sei anfänglich freundlich zu ihm gewesen, weil er ihr Leid getan habe, und „weil doch Budlig: Glück bringen“. Aber er sei immer aufdringlicher geworden, habe sie sogar . . . und dabei schlug sie im komischen Entsetzen die gespreizten Hände zusammen, heiraten . . . ja heiraten habe er sie wollen. Doch das habe ihm Großvater gründlich ausgetrieben.

Eines Abends hatte ich ihr erzählt: dumme, törichte Dinge voll bunter Uebertreibungen, so wie man einem Kinde Märchen erzählt, Märchen von fremden Ländern, und von den Städten Paris und Berlin, von dem Draußen der Arbeit und dem Lärm und der Lust der Nächte . . . Sie hatte mit großen Augen zugehört und lange geschwiegen. Endlich seufzte sie tief auf: „Ach, ich möchte von hier fort, mit jedem bunten Segel möcht' ich mit!“

Es klang so süß und rührend, und in ihrer Haltung, wie sie so sah mit aufgestügtem Haupt und ihr feuchter Blick hinauslief auf's Meer, lag so viel Sehnen, daß ich meine Hand hob, ihr leise Haar und Nacken streichelte und Poverette sagte: „Arme Kleine!“

Auf einmal ließ sie ihr Köpfchen auf die Arme sinken und weinte . . .

Ein leises Knarren des Bootes neben uns ließ mich aufsehen, und plötzlich sah ich, tief in das Dunkel geduckt, einen Körper, einen Menschen, der uns belauschte — es war der Budlige.

Es war das Fest der sieben Freuden Maria. Ein strahlend heller Tag, voller Aufregtheit und Festetamtam, mit Glorien-gebimmel, Musik und Frühprozession, mit Schmausereien und Verbrüderung, mit ehrgeizigen Vöderschüssen, pfeisenden Raketen und zischenden Feuerrädern am Abend.

Und ich — ich war nächst der Madonna der Held des Tages, denn ich hatte die Madonna so firmisglänzend und rosig schön gemacht.

Die Sache war so zugegangen. Einige Tage vor dem Feste hatte ich umweil des Strandes gemalt. Der Herr Pfarrer war einige Male unschlüssig an mir vorübergegangen und hatte sich schließlich breitbeinig, die Hände auf dem Rücken, hinter mich gestellt, ein Weilschen zugehaut und sich geräuspert, bis ich merkte, aha, der Herr Hochwürden hat etwas auf dem Herzen.

Und da fühlte ich auch schon seine weichlichen Wurfspinger auf meiner Schulter: „Ich sei doch jedenfalls ein guter Sohn der Kirche.“

„No, Signore!“ sagte ich, „ich gehöre nicht dazu.“

„hm, das sei nicht gut, das sei nicht gut; aber die Madonna und das Kindchen hätte ich doch wenigstens gern?“

„Ja,“ antwortete ich, „wenn sie hübsch sind.“

„Ach, das wäre ja gerade das Unglück, sie, die Madonna seiner Kirche, wäre früher so schön gewesen und jetzt . . . ich sollte doch einmal mit ihm kommen und mir die Sache ansehen, ob ich ihn nicht helfen könnte, denn in zwei Tagen schon sei doch das große Fest.“

Ich ließ mich ein wenig bitten, aber packte am Ende doch zusammen, nahm meinen Malkasten und ging mit ihm . . .

Die Unglücksmadonna stand in der Sakristei; eine süßliche Holzfigur, das nackte Kindchen in steifen Armen haltend, die Krone auf dem Kopfe und in ein goldüberlittertes bauchiges Seidengewand

Aber ein Neuanstrich zwang sich in der Tat als dringend notwendig, denn die Fliegen hatten respektlos gehaust auf ihr und dem Kinde und beide mit Messern überfät; und bei dem energischen Reinigungsversuch mit Seife und Bürste, den der Herr Pfarrer höchst eigenhändig unternommen hatte, war an einigen Stellen das dunkelbraune Holz zum Vorschein gekommen, so daß die Himmliche bedenklich irdisch aus sah, und ihre Unbeflecktheit höchst zweifelhaft erschien. —

Ich hatte den Schaden repariert und das Antlitz der Madonna von neuem rosig und schön gemacht und das Kindchen noch rosiger und noch schöner, so süß, wie ein frischgebadenes Marzipanschweinchen. . . .

Und heute war nun meine frischlackierte Madonna unter einem purpurroten Baldachin im feierlichen Umzuge von vier freundlich grinsenden Eingeborenen herumgetragen worden.

Pepina war nicht mit im Prozessionszuge gegangen, aber ich fand sie bald in der Menge. Sie sah reizend aus, hatte in ihrem Sonntagsmieder einen schmaleren Leib, aber Hüften und Brästen um so rundlicher, um den braunen Hals eine dreifach geklungene Kette dunkelroter Korallen und an den Füßen veritable Lackschuhen.

Wir blieben den ganzen Tag zusammen, aßen gemeinsam mit Großvater eines der knusprigen Brathühner, die im Freien immer je zehn gemeinsam auf einem Spieß über offenen Feuern geröstet wurden, und Großvater war mild und etwas schläfrig und machte keinen Versuch, uns zu stören, wenn Pepina und ich etwas ehelich eng beieinander saßen.

Um so mehr schien sich aber wieder einmal der Budlige um uns zu kümmern; einmal sah ich ihn bei dem Pfarrer stehen, erregt auf diesen einreden und zwißendurch auf uns zeigen.

Aber Hochwürden schien mir gewogen und winkte jovial ab. Ich war übermütig, und als der Krüppel wieder einmal zu mir herüber sah, konnte ich mich nicht enthalten, ihm jene brastische neapolitanische Geste zu machen, die soviel heißt, oder noch ein bißel mehr wie „Du imponierst mir aber schon gar nicht!“ —

Nun war es Abend geworden. Die monotone Musik einer unermüdlich getanzten Tarantella ging mir doch allmählich auf die Nerven.

Auf dem Marktplatz begann man die Vorbereitungen zum Feuerwerk zu treffen.

„Weißt Du, Pepina, wir wollen uns das Feuerwerk lieber von weitem ansehen,“ sagte ich; „es ist viel schöner von weitem.“ Sie nickte, und so gingen wir nach dem Strand zu. Niemand achtete auf uns.

Wir gingen an den dunklen Booten vorüber, zuerst an meinem eigenen, das etwas schief und hüßlos abseits lag. Eine Weile noch ließen uns plärrende Mandolinensänge, weiche Gitarreakkorde und abgerissene Schreie nach, wurden leiser und leiser und erstarben schließlich ganz. Ueber den hellen Uferland schritten wir wie im Traum noch ein Stückchen Weiter in die Stille hinein, bis eine senkrecht ansteigende Felswand uns den Weg versperrte.

Hier setzten wir uns. Pepina war heiß und hingebend. Dunkles Gesträuch, das über und neben uns in vollen Büscheln von den Felswänden herniederhing, strömte einen starken, süßen Duft aus. . . .

Das Feuerwerk hatten wir längst vergessen. Aber da durchschritten die ersten Raketen pfeisend den Himmel, warfen ihre Sternengarben ins Meer, und nun schauten wir, Wange an Wange gelehnt, zu . . . Ich weiß nicht wie lange. —

Da plötzlich knackte und prasselte es über unseren Köpfen, und ehe wir uns noch erheben konnten, schlug ein mächtiger Felsblock dumpf krachend vor unseren Füßen auf und spritzte hier in einzelnen Stücken auseinander.

Und gleich hinterher ein wahnwitziger, heiferer Menschenschrei — und noch einmal knatschte etwas auf den Boden, — diesmal etwas abseits.

Ich blieb sitzen, unfähig etwas zu sagen. Pepina lag in meinen Armen. Meine Hand an ihrem Nacken, fühlte ich, wie ihr Blut klopfend durch die Adern jagte. Das Haar war ihr tief in die Stirn gefallen, mit weit aufgerissenen Augen blickte sie stier zur Höhe und flüsterte „Das war der Budlige!“

Und auf einmal riß sie sich los, sprang auf und rampte davon. Ich rief ihr nach „Pepina!“ und dann noch einmal lauter, mit vorgehaltenen Händen „Pe—pi—na!“

Sie kam nicht zurück.

Ich wollte mich erheben und ihr nach. Aber ich blieb. Meine linke Hand schmerzte. Eines der zeripringenden Felsstücke schien meinen Handrücken gedrückt zu haben. Ich tastete mit der Rechten danach und griff in eine dunkle, lebrige Risse — Blut.

Was war geschehen? Was war denn nur geschehen? Und was soll ich jetzt tun? Reisen? Ja! Vielleicht wäre es das beste. Der Sommer geht zu Ende. Bald ist es Herbst. Du solltest jetzt von hier fort . . .

Ich ging in dieser Nacht nicht heim. — Als ich in den Ort zurückkam, war alles dunkel und stumm. Pepinas Fenster war geöffnet, ich rief zwei, drei Mal leise ihren Namen, aber nichts regte sich.

Ich lief in den Weinbergen herum, und als der Morgen zu grauen begann, sah ich mit den Schultern an den Stamm eines Baumes gelehnt und wußte kaum, wie ich dorthin gelangt.

Allmählich wurde es Tag. In den dunklen Baumkronen über mir erwachten die Stimmen der Vögel. Mehr und mehr löste sich die graublaue Dämmerung. Und nun rann von den Höhen herab das Sonnengold des jungen Tages in die grauen Täler, durchflutete hier die Wipfel dunkler Steineichen, sprang dort an einem Kirchturm auf und weckte eins ums andere der stillen Häuser im Grün der Berge.

Ich stand auf, stumpf und fröstelnd, um endlich heimzugehen. Meine Hand war noch immer voll geronnenen Blutes. Ich fragte es weg, mit harten Nägeln und Speichel. . . .

Aber — was war das? Da war keine Wunde oder Schramme darunter. Herr des Himmels, das war ja gar nicht mein eigenes Blut. Woher kam dann aber . . . woher konnte denn nur das Blut sein?

Und jetzt sah ich auch an meinen Kleidern, meinen Schuhen Blut. Überall Blut, Blut!

War Pepina verletzt worden?

Ich jagte nochmals an den Strand hinunter, an die Stelle von gestern abend.

Pepinas Schultertuch lag am Boden. Ein paar Blutsflecken an der Felswand, wo wir gesessen. Davor die zertrümmerte Felsmasse. Sonst nichts.

Aber da — ein paar Meter entfernt, hinter dem flachen Felsvorsprung — lag da nicht ein Mensch?

Es war der Budlige.

Er lag auf dem Gesicht, den armen, verrenkten Leib völlig zerfchmettert. In den gefrakten Fingern herausgerissenes, erdiges Gesträuch. Das eine Auge war nur halb geschlossen und war glasig und böse.

Eine Welle kam heran bis zu dem Toten und leckte gleichmütig das verfürrende Blut.

Ich ertrag den Anblick nicht und wandte mich ab. —

Draußen dehnte sich das unermessliche Meer weit, weit in den Weltraum hinein. Die Morgenröte lag darauf. Fern, am Horizont, fuhr eine Fischerbarke in das Licht hinein. Und nun hallte eine singende Stimme über das Wasser. . . .

Es war ein altes Liebeslied.

Drei Dinge sind es, die die Liebe mir geschenkt als Gut, im Munde Wind, im Auge Wasser und im Herzen Blut.

Ich sah Pepina nicht wieder. Sie war krank und blieb unfähig.

Zwei Tage darauf wurde der Krüppel beerdigt. Er war betrunken gewesen und abgestürzt. Weshalb er oben auf die Höhe geklettert war, blieb unaufgeklärt, denn Pepina schwieg und ich reiste ab.

Die Abwehr- und Heilstoffe im Blute.

Von Dr. med. L. Reinhardt.

Schon längst weiß man, daß Blut ein ganz besonderer Saft sei, ein flüssiges Gewebe mit den wunderbarsten Schutzeinrichtungen zum Wohle des Körpers, dessen Atmung und Stoffwechsel, kurz dessen Leben es vermittelt und erhält. Vermittelt der roten Blutkörperchen nehmen wir in der Lunge Sauerstoff auf, um ihn in den Körpergeweben zu verbrennen und dann als Kohlenäure durch dieselbe Lungenatmung wieder von uns zu geben. Die weißen Blutkörperchen aber sind die allgegenwärtigen Polizisten, die sich auf allerlei körperliche Eindringlinge, vor allem die ins Blut eingedrungenen Bakterien werfen, um diese aufzufressen und so unschädlich zu machen. Wenn sie dabei durch die von jenen in Menge ausgeschiedenen Gifte selbst getötet werden und immer neu andringende Scharen derselben sich für das Gesamtwohl aufopfern, so entsteht durch ihre Anhäufung an dem betreffenden Orte, in welchem Bakterien eingedrungen sind, und der Kampf sich abspielt hat, das, was wir gewöhnlich Eiter heißen. Diesem Eiter als einem toten Gewebsteile schafft man gern Luft durch Entfernung aus dem Körper.

Für alle übrigen Vorgänge und Notfälle im Körper sind besondere Schutz- und Abwehrstoffe im Blute vorhanden, die man erst in jüngster Zeit und auch nur teilweise etwas genauer kennen gelernt hat. Jedes in den Blutkreislauf des Körpers eindringende Gift erzeugt automatisch dieselben unschädlich machenden Gegengifte, die sich durch immer wiederholte Vergiftung in unglaublicher Weise heigern lassen. Wenn man einem Tiere, z. B. einem Pferde, winzigste Mengen Diphtheriegift einspritzt und die Dosen immer steigert, so kann man es dann so gewöhnen, daß es die tausendfach tödliche Giftdosis gleichmütig verträgt. Es ist jetzt immum, d. h. geschützt gegen Diphtherie und Diphtheriegift. Und wenn man ihm etwas Blut entnimmt und den nach seiner Gerinnung entnommenen Blutstamm (Serum) dem Menschen einspritzt, so ist auch dieser gegen diese Krankheit geschützt, ja, wenn er an Diphtherie erkrankt ist, so wird er dadurch von der Krankheit auf fallend rasch geheilt, indem die im betreffenden Tier- (in unserem

Falle dem Pferde-) Körper erzeugten gewaltigen Mengen von Gegengift die geringen im eigenen Körper erzeugten Mengen desselben unterstützen und so das Gift im Körper rasch unschädlich machen. So ist Prof. Wehrings Diphtherieheils Serum das Ideal einer Naturheilsmethode, eine geniale bewußte Nachahmung des Vorganges, wie die Natur den Körper heilt.

In der Folge machte man eine ungeheure Fülle von Entdeckungen über das Leben des Blutes. Spritzte man einem Tiere etwas Blutstamm eines anderen ein, etwa einem Meerschweinchen etwas Serum eines Hundes, so trat alsbald eine Aenderung im Blute des Meerschweinchens ein. Sein Serum, im Glase einer kleinen Menge Hundefetters beigefügt, krähte dieses alsbald durch eine wolkige Fällung. Durch diese einfache Methode gelangte man auch dazu, eine sichere, physiologische Verwandtschaft der einzelnen Tiere unter einander festzustellen. Dabei vermochte man auch nachzuweisen, daß der Mensch nicht nur körperlich und in bezug auf alle seine Organe den Menschenaffen gleicht, sondern durch die Blutreaktion tatsächlich sich als sehr nahe verwandt mit ihnen ausweist. Sie sind seine nächsten Verwandten unter allen Tieren der Erde. Neuerdings vermochte man diese Methode auch auf die Pflanzenwelt anzuwenden und durch das Serum die engere oder weitere Verwandtschaft der Pflanzen unter einander, wie vordem das der Tiere, nachzuweisen.

Die roten Blutkörperchen, etwa eines Pferdes, irgendeinem Tiere ins Blut eingespritzt, geben dessen Serum eine andere Fähigkeit, nämlich die, die roten Blutkörperchen des Pferdes aufzulösen. Aber nur diese; höchstens etwa noch diejenigen des artverwandten Esels. Wie mit den roten Blutkörperchen verhält es sich mit den Körperzellen — überhaupt dem Eiweiß — aller möglichen Tiere. Immer erzeugt der betreffende Tierkörper, dem man solches einspritzt, ganz bestimmte Eigenschaften in seinem Blutserum, die jeweiligen die betreffenden Zellen, und nur diese (höchstens noch solche nahe verwandter Tiere) auflösen. Mit anderen Worten heißt dies, daß das Blut alle ihm fremden Stoffe in seiner Weise abwehrt und unschädlich macht: es löst sie auf und schlägt sie nieder. So bleibt unter allen Umständen die Reinheit des Blutes und die Eigenart der Körperzellen erhalten.

Im weiteren Verlaufe dieser Serumstudien des Blutes zeigte sich eine neue wunderbare Eigenschaft des Körpers, nämlich unter allen Umständen artfremdes Eiweiß auszuscheiden. Man hatte zuweilen nach Heilsereinspritzungen, und zwar erst nach 8—10 Tagen, einen juckenden netzartigen Ausschlag mit Gelenksentzündungen und dergleichen beobachtet. Dabei kam nicht das Diphtherie- oder sonstige Gegengift, sondern allein das artfremde Serum, in unserem Falle also das Pferdeserum in Frage, wie sich leicht nachweisen ließ. Der Körper hatte Gegengifte zur Unschädlichmachung desselben ausgeschieden, und dadurch entstand eine Ueberempfindlichkeit, die man nach dem französischen Physiologen Charles Nicot in Paris, der kürzlich wie zuvor Wehring mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde, als Anaphylaxie (wörtlich Schutlosigkeit) bezeichnet. Dieser Ausdruck ist ein sehr schlecht gewählter; denn er bezeichnet gar keine Schutlosigkeit, sondern vielmehr einen übermäßig starken Schutz vor dem betreffenden artfremden Serum oder Eiweiß. So fand schon Artus 1902, daß wenn er Kaninchen das durchaus ungiftige und harmlose Pferdeserum einspritzte und diese Einspritzungen mit kleinen Mengen in sechstägigen Zwischenräumen wiederholte, sie immer schlechter vertragen wurden und schließlich in kleinsten Mengen heftige Entzündungen, Gewebsezersall und Eiterungen an der Stichestelle hervorriefen. Bald hernach fand der Amerikaner Theobald Smith, daß schon vom zwölften Tage an solchen „anaphylaktisch“ gewordenen Tieren $\frac{1}{100}$ bis $\frac{1}{1000}$ Gramm artfremdes Serum — in unserem Falle also des Pferdes — die heftigsten Vergiftungserscheinungen, wie starke Krämpfe, Atemnot und Lungenblähung hervorriefen. Diese Anaphylaxieprobe ist so überaus empfindlich, daß sie zu den feinsten gerichtlichen und anderen Untersuchungen verwendet werden kann und Schwangerschaft schon vom zwölften Tage an mit Sicherheit anzeigt, wo alle anderen Mittel vollkommen im Stiche lassen.

Ein jeder Organismus nimmt die zum Aufbau seines Körpers notwendigen Eiweißstoffe nur bis auf die kleinsten Bausteine gepalten durch die Verdauung im Darne in sich auf. So entsteht aus beliebigem tierischem oder pflanzlichem Eiweiß stets nur eigenes Eiweiß. Ins Blut selbst kommt unter normalen Verhältnissen durchaus nichts hinein, was nicht hinein gehört, artfremd ist. Wird aber artfremdes Eiweiß irgend welcher Art ins Blut eingespritzt oder sonstwie hineingebracht, so wirkt es durchaus als Gift und bewirkt das Entstehen von vorher nicht vorhandenen verdauenden Fermenten, ähnlich denen, die normalerweise im Darne die Eiweißverdauung besorgen. Durch sie zersetzt das eingespritzte Eiweiß im Blute in seine einfachen Bausteine und wird im Laufe von 8—10 Tagen vollkommen hinausgeschafft und unschädlich gemacht. Wird nun, wenn solche verdauenden Fermente durch vorausgegangene Einspritzung gebildet sind, das betreffende artfremde Eiweiß nochmals eingespritzt, so wird es durch diese im Nu in seine Grundstoffe aufgelöst. Es bilden sich dabei explosionsartig Gifte, die Atemnot, Lungenblähung, ja selbst Tod bewirken können. Dabei sind es nach den Untersuchungen von Schittenhelm und Weidhardt nicht einzelne, sondern alle die verschiedenen beim Eiweißzerfall auftretenden Stoffe, die die anaphylaktischen Vergiftungserscheinungen auslösen.

Diese Feststellung der dann eintretenden Ueberempfindlichkeit ist von der allergrößten Bedeutung für die medizinische Erkenntnis,

indem sie verschiedene, bis dahin einfach unerklärliche Krankheitserscheinungen auf natürliche Weise zu erklären gestattet. So ist das Asthma, das so heimtückisch oft mitten in Scheinbar voller Gesundheit den Menschen befällt, auch nur eine Folge eiweisverbauender Blutwehr. Durch irgendwelche, durch die Luft getragene und eingeatmete Eiweißstoffe — beim Heufieberasthma sind es die Eiweißstoffe des Pollens oder Blütenstaubes von Gräsern und anderen Windblütlern — die in den Blutkreislauf gelangen und, soweit schon durch früheres Eindringen von solchen spezifische Abbauferrnente im Blute vorhanden sind, eine rasche Auflösung derselben und damit eine anaphylaktische Erscheinung hervorrufen. Es tritt gerade wie bei den anaphylaktischen Versuchen Atemnot, Lungenblähung und Herzschwäche ein. Mit der Zeit werden diese Erscheinungen nur stärker statt schwächer. Weil immer mehr Abbauferrnente sich bilden, erfolgt die Zerstörung des eingedrungenen artfremden Eiweißes immer rascher, explosiver, und um so bedrohlichere Vergiftungserscheinungen machen sich geltend.

So gibt es Leute, die anaphylaktisch, d. h. überempfindlich sind gegen Hühnerweiß, Kuh- oder sonstige Tiermilch, Erdbeeren, Fische und mit immer schlimmeren Anfällen von Nesselfieber sich gegen die Einbringung dieser Stoffe in den Magen revoltieren. So überaus empfindlich sind die betreffenden Personen gegen das spezielle Eiweiß, gegen welches sie anaphylaktisch geworden sind, daß es schon in den allgeringsten Spuren Nesseln hervorruft. Schon wenn man mit einer Erdbeere, mit einem Stück Käse, mit einem Tropfen Hühnerweiß ihre Zunge betupft, erscheinen die großen juckenden Quaddeln auf dem ganzen Körper. So vermochte der Umstand, daß ein einziger Tropfen eines als reiner Fleischsaft bezeichneten Saftes auf die Zunge eines für Hühnerweiß überempfindlichen Mannes gebracht, bei diesem eine starke Schwellung der Zunge und des ganzen Rachens nebst schweren Durchfällen hervorrief, sicher zu beweisen, daß Hühnerweiß in dem Präparate sich befand, also kein reines Fleischweiß, wie der empfehlende Prospekt behauptete, vorlag, somit nach juristischen Begriffen eine Fälschung vorgekommen war. Der betreffende Fabrikant wurde um 10 000 Mark gebüßt und mußte sein mit großer Reklame auf dem Marke angepriesenes, sonst ganz gutes Präparat ganz aus dem Handel zurückziehen, was ihm ganz abgesehen vom moralischen einen ganz ungeheuren pekuniären Schaden brachte.

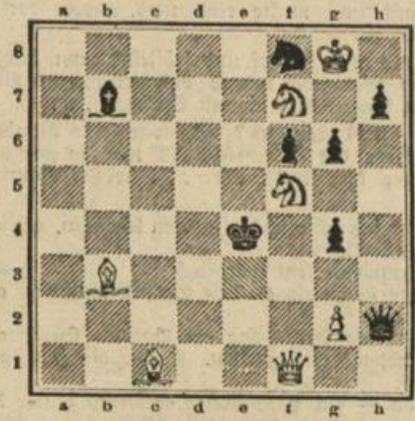
So gibt es Kinder, die unter keinen Umständen Kuhmilch vertragen, auf die ersten wenigen Tropfen derselben mit schweren Vergiftungserscheinungen antworten, Diarrhoe bekommen, einen bedenklichen Schwächeanfall mit kaltem Schweißausbruch und dergleichen erleiden. Wird nach einiger Zeit der Versuch wiederholt, so sind die dadurch bewirkten Vergiftungserscheinungen nur um so heftigere und schließlich kann der Tod eintreten. Unter keinen Umständen ist in solchen Fällen eine Gewöhnung an das für andere Sterbliche ungünstige Lebensmittel zu erzielen. So gibt es Leute, die so überaus empfindlich gegen Pferdeweiß sind, daß schon das Fahren auf einem von einem Pferde gezogenen Wagen durch die winzigen auf die Nasenschleimhaut und in die Lungen eingeatmeten Schläppchen infolge der dort aufgelösten und in den Blutkreislauf gelangenden minimalen Mengen von Pferdeweiß bedrohliche Erscheinungen von Asthma mit Schnupfen, Fieber usw. hervorruft. Dasselbe erfolgt, falls sie einen Pferdebestall oder einen Zirkus betreten. Diese Individuen können sich in einem Kuhstall soviel und so lange aufhalten, als sie wollen, ohne das geringste Unbehagen zu verspüren. Nur durch noch so geringe Mengen von Pferdeweiß werden sie aufs bedenklichste vergiftet, und dies um so schwerer, um so mehr sie sich diese lästige Eigentümlichkeit „abgewöhnen“ wollen. Dies geht unter keinen Umständen. Sie sind Sklaven ihrer Idiosynkrasie, wie man eine solche individuelle Eigentümlichkeit zu bezeichnen pflegt.

Der Heuschnupfen ist der bekannteste Fall von Anaphylaxie sonst vollkommen normaler und gesunder Menschen. Dieser verläuft in der Regel gutartig und führt doch nicht zum Tode, wie eine andere anaphylaktische Erscheinung, die von gebärenden Frauen äußerst gefährdet ist und unter dem Namen Eklampsie einen sehr schlimmen Ruf genießt, weil sie sehr oft zum Tode führt. Hier sind bei der Geburt in größeren Mengen abgelöste Zellen der Nachgeburt (Placenta), deren artfremdes Eiweiß im dagegen überempfindlich gewordenen Blute der Mutter durch deren rasche Auflösung und Unschädlichmachung die bedrohlichsten Vergiftungserscheinungen und oft den Tod herbeiführen. Das unstillbare Erbrechen zu Beginn einer Schwangerschaft ist solche Anaphylaxie, dadurch hervorgerufen, daß sich die werdende Mutter nur sehr schwer oder gar nicht an die fremden Eiweißstoffe des in ihr werdenden Kindes gewöhnen kann, so daß in manchen Fällen zur Rettung des Lebens die vom Arzt vorzunehmende Abtreibung des Kindes erforderlich wird. Bei jeder anstehenden Krankheit sind es artfremde Eiweißarten der eingedrungenen Krankheitserreger, welche unter Umständen sehr schwere Krankheitserscheinungen, vor allem auch die Lungenentzündung hervorrufen. Wir wissen, daß gerade eine Lungenentzündung mit Vortriebe mehrmals die selben Menschen befällt, weil sie überempfindlich gegen das betreffende Bakterieneiweiß sind. Andere Menschen werden wiederholt und immer wieder von Mandelentzündungen heimgesucht, und eine allererste, in früher Kindheit durchgemachte Erkrankung der Mandeln genügt, um sie auf Jahre hinaus oder zeitweilig gegen dieses Bakteriengift überempfindlich zu machen.

Schach.

Unter Leitung von E. Alapin.

Unier Turnier
Wotto: „Dora“.



(1. Lc1-f4)

Vom Mannheimer Turnier.
Spanisch.

O. Durac. A. Alechin.

1. e2-e4, e7-e5; 2. Sg1-f3, Sb8-c6; 3. Lf1-b5, a7-a6;
4. Lb5xc6 (Diese sogenannte „Ab-tauschvariante“ erfreut sich seit der Partie Lasker-Capablanca einer besonderen Beliebtheit.)

4. b7xc6

In der Partie John-Tarrasch des-selben Turniers geschah: 4. de6!; 5. d4, Lg4!; 6. de, Dxd4; 7. Kxd, 0-0-0; 8. Ke2, Te8; 9. h3!, LxSf; 10. KxL, Txex5; 11. Lf4, Te6; 12. Sd2, Ld6; 13. Ta1, Sf6? (Richtig war LxL1 nebst Se7 und eventuell Td8 etc.) 14. c5!, The8; 15. exf6!, TxxT; 16. TxxT, Txex1; 17. fxxg7, Te8; 18. LxL1, cxd6; 19. Se4!, Tg8 (es drohte Sf6) 20. Sxxd6?, Kd7; 21. Sf5! und Weiß gewann leicht im Endspiel.

5. d2-d4!

Falls 5. Sxe5, De7; 6. d4, d6; 7. Sxe6, 0-0-0; 8. Dxe4!; 8. De2, Dxd4; 9. Kxd, Sb7; 10. d5, LxS; 11. dxc6, Se7 nebst Sxe6.

5. e5xd4?

Sehr in Betracht kommt: 5. f6!; 6. B.; 6. de (sonst d7-d6), 6. f6; 7. Sxe5 (Dd3! zu erwägen), 7. De7; 8. Dd4, c5; 9. Dd5, Tb8!; 10. Lg6, Sf6; 11. LxS, gxf6; 12. Sd3, Lb7; 13. Dh5?, Kd8; 14. f3, e4. Schwarz bemächtigt sich eines starken Angriffs. Zu einer Partie geschah: 15. Sf2 (Sf4, Lxe4) 15. Lc6; 16. b3, Tb5; 17. Dh4, De5; 18. c3, eb; 19. ab, Txb3 und Schwarz gewann nach mehreren Zügen.

6. Dd1xd4 Dd8-f6

7. 0-0

Möglich war auch 7. e5!, Dg6; 8. 0-0, Dxe2; 9. Se3 mit entscheidendem Entwicklungsvorsprung.

7. Df6xd4

8. Sf3xd4 Ta8-b8

9. Sd4-b3

Auf 9. b3 entwidelt sich Schwarz mit 9. g6; 10. Lb2, Lg7; 11. e5 (es drohte e6-e5), 11. Se7 etc.

9. Sg8-e7

10. Lc1-d2 Se7-g6

11. Ld2-e3

Einlicher zunächst f2-f4. 11. Sg6-f4

12. Tf1-e1 Lf8-e7!

13. Sb1-d2 0-0

14. Sd2-c4 Tf8-e8

15. Sc4-a5 c6-e5

16. Ta1-d1 Le7-f8

17. e4-e5 Sf4-e6

18. Sa5-c4

Verhindert die Entwicklung mit d7-d6.

18. h7-h6

19. h2-h4 Lf8-e7

20. g2-g3 g7-g5

lun f2-f4 zu verhindern.

21. h4xg5 h6xg5

22. Sb3-a5 Kg8-h7

23. Kgl-g2 Kh7-g6

24. Td1-h1 Se6-d4!

Schwarz steht äußerst benagt und muß sich zu einem Opfer entschließen, um Lust zu bekommen. (Sont ver-doppelt Weiß die Türme auf der h-Reihe.)

25. Lc3xd4 c5xd4

26. Td1xd4 Le7-b4

27. Sa5-b3?

b2-b3! behauptete den Vorteil.

27. d7-d5!

Wegen Lb7? (Eine Folge des Rück-zuges („Sa5-b3“) kann Weiß den freien Bauer nicht nehmen.

28. Sc4-e3 c7-c5

29. Td4xd5

Sont d5-d4 nebst Lb7?

29. Lc8-b7

30. c2-c4 Te8xc5

31. a2-a3 Lb4xa3!

32. Sb3-a5!

Eine geistreiche Parade, die wenig-stens die Qualität rettet.

32. Lb7xd5!

33. c4xd5 Te5xc3!

Sont folgt entweder Sc6 oder Sc4.

34. f2xc3 Tb8xb2?

35. Kg2-f3 f7-f5!

36. g3-g4

Sont g5-g4? nebst eent. Tb4.

36. f5xg4!

37. Kf3-e4

Ober g. 3. 37. Kxg4, c4; 38. Sxc4 (Te1, Tg2? nebst LxT) 38. Tb4 etc.

37. Tb2-b4?

38. Ke4-d3

Auf Ke5 kann c5-e4 folgen.

38. La3-b2

39. d5-d6 Lb2-f6

40. Tb1-f1 g4-g3

41. d6-d7 Tb4-b8

Es drohte Tf6f? nebst d8d.

42. Tf1-d1 g3-g2

43. Kd3-e2 Tb8-b2!

44. Ke2-f3 Tb2-d2!

45. Td1-g1 Td2xd7

46. Tg1xg2 Td7-d3

Nur sind die Kombinationen liquidiert und es entscheidet die brutale Uebermacht!

47. Tg2-e2 Td3-c3

48. Te2xc3 Lf6xc3

49. Sa5-c4 a6-a5

50. Sc4-b6 Kg6-f5

51. e3-c4? Kf5-e5

52. Sb6-c4? Ke5-d4

53. Sc4-d6 Kd4-d3

54. Sd6-b7 Lc3-b4

55. e4-e5 c5-c4

Schwarz gab nach wenigen Zügen auf.